

Inhalt

**Indien – Land des Heils?
Begegnungen und Erfahrungen
einer Reise**

„Hippies“ in Nepal
Alte Tradition für eine neue Zeit?
Hinduistische Impressionen
Religiöser und rassischer Pluralismus

**Inner- und außerkirchliche
Sondergruppen · Religionen ·
Weltanschauungsbewegungen ·
Ideologien**

UNITY
Was ist UNITY?

ADVENTISTEN
„Mission 73“

YOGA
Maharishi Mahesh Yogi
darf nicht nach Rosenfeld

MARXISMUS
„Sozialistischer Staatsbürger
christlichen Glaubens“

BEOBACHTUNGEN
Läuft die Drogenwelle aus?

Material dienst

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen

7

36. Jahrgang
1. April 1973

Indien – Land des Heils?

Begegnungen und Erfahrungen einer Reise

Hager, ein schmaler, kahlgeschorener Kopf und wache braune Augen, ein knöchellanges schmutzigweißes Gewand, darüber ein lila Wollumhang – so sitzt er mir gegenüber: *Steve, 21 Jahre alt, Amerikaner*. Es ist in Nepal, in dem weiten Hochtal von *Kathmandu*, dessen graubraune Erde gefurcht und gestuft ist von den Terrassenfeldern der nepalesischen Bauern und an dessen Horizont die Schneegipfel des Himalaja leuchten.

„Hippies“ in Nepal

Steve ist einer von den vielen jungen Leuten aus Europa und den USA, die die westliche Welt verlassen haben. Hier in Asien, in Kabul, in den Dörfern und Städten Nepals, in Indien, suchen sie, was ihnen der Westen nicht geben kann und was sie zum Menschsein zu brauchen glauben: „einfaches Leben“, Natur, Anschluß an eine kulturelle und religiöse Tradition, die Innerlichkeit und individuelle geistige Formung verspricht, und in all dem eine Art „Sinn“ für ihr Leben. „Ich bin hier, um die Wahrheit zu finden“, sagt mir bündig ein junger Neuseeländer.

Nicht alle suchen danach. Die Hälfte etwa ist in Nepal, „um eben duftige Tage zu haben“, wie Steve es ausdrückt: die herrliche Landschaft, Exotik und Abenteuer, Haschisch. Für viele geht beides ineinander über, die Entdeckung der fremden Welt Asiens und die Entdeckung der kaum vertrauteren Welt des eigenen Innern.

So begegnen sie einem in allen Schattierungen und Kostümierungen dieser bunten Subkultur: einer im roten wallenden Gewand wie Jesus aus Oberammergau; ein französisches Mädchen, das jeden Abend durch die Restaurants zieht, um ihre Aquarelle an Touristen zu verkaufen; ein anderes Mädchen, schmutzig und halbverhungert, die harten Züge von der Droge gekennzeichnet; ein Typ in langen Schafstiefeln und mächtigem Rauschebart, das Haar zum Knoten eingebunden, die Finger voll blitzender Ringe, der bei einem Edelsteinhändler fachmännisch Steine prüft.

Steve hat die Vereinigten Staaten verlassen, als er 16 Jahre alt war. Ja, er hat LSD und andere Drogen gebraucht: „LSD gibt einem die Erfahrung, daß man mehr in sich hat als nur das, was die Sinne normalerweise zeigen. Darüber hinaus hilft es nicht. Man muß aber die Erfahrung unter Kontrolle bringen, muß sie kontrolliert vollziehen. Und dazu verhilft die Meditation nach der buddhistischen Methode.“ Es ist wichtig, die richtige Methode zu finden, die der eigenen Veranlagung und Situation entspricht. Die Buddhisten haben diese psychologischen Bedingungen am intensivsten erforscht. 84 000 Methoden haben sie entwickelt. Übrigens, hätte Christus länger gelebt, dann hätte er bestimmt auch mehr über Meditation gelehrt – er hat bloß nicht genug Zeit dafür gehabt.

Steve selbst hat in einem Hochtal des Himalaja ein Kloster entdeckt, das tibetanische Mönche nach ihrer Flucht vor der rotchinesischen Invasion dort oben

in 5000 m Höhe gegründet haben. In diesem Kloster hat er Thubten Zopa Tulku gefunden, seinen Meister, der ihn den Weg der Meditation in die Welt des Inneren geführt hat.

Er meditiert täglich vier Stunden. Als Hilfe ist es ihm wichtig, die acht Gebote mönchischer Enthaltsamkeit, die der Buddhismus kennt, zu halten: nicht töten, nicht stehlen, sexuelle Enthaltsamkeit, nach zwölf Uhr mittags nichts mehr essen usw. Er empfindet sie nicht als Last, sondern als Erleichterung: „Man wird innerlich ruhig, wenn man den Dingen nicht mehr verhaftet (attached) ist.“ Auf diesem ethisch-psychologischen Hintergrund erwächst die Meditation und ihre Erfahrung. Was er dabei erlebt? „Es ist ein außerordentlich reines, liches, erhabenes, heiter-leichtes Gefühl. Es ist so etwas wie ein sexueller Orgasmus, bloß auf einer viel, viel höheren Ebene; tatsächlich hat es überhaupt nichts mit Sex zu tun, der die übelste Sache im Westen ist.“

Steve ist überzeugt davon, daß im tiefsten Buddha und Jesus identisch sind, daß sie dasselbe gelehrt haben, nur zu verschiedenen Zeiten, in verschiedener Situation und für verschiedene Menschen. Es gibt nur *eine* letzte religiöse Wahrheit. Aber die religiösen Gedanken, von den großen Meistern gelehrt, werden verdorben und „degenerieren“, weil die Menschen sie nicht verstehen. So ist heute die Religion im Westen verdorben. Deshalb muß man in den Osten gehen. Deshalb ist er buddhistischer Mönch geworden und wird sein Leben in Nepal verbringen.

Steve ist kein Einzelfall, und es sind nicht nur junge Menschen, die wie er das Heil im Osten suchen. In Kathmandu halten tibetanische Mönche Kurse zur Einübung in die Meditation mit 250 westlichen Teilnehmern. In Bangkok erzählt der Meditationsmeister eines großen buddhistischen Klosters von den vielen jungen Leuten, die sich bei ihm melden. In Ceylon wächst die Zahl mönchischer Einsiedler aus Europa.

Alte Tradition für eine neue Zeit?

„Heil“ durch Eintauchen in den Strom östlicher religiöser Tradition? In *Delhi* hat die „*Gandhi Peace Foundation*“ ihren Sitz, eine Stiftung, die die religiösen, gesellschaftlichen, politischen Ideen Gandhis und seiner Freunde weiter vermittelt und entwickeln soll.

Mr. *Radhakrishna*, Generalsekretär der Stiftung, muß sich eingestehen, daß die Prinzipien des Reformhinduismus heute in der indischen Öffentlichkeit kaum wirksam sind. Jeder Staat müsse gewisse pragmatische Regeln einhalten. Diese notwendigen Grundregeln könnten aber durch das Gewicht einer kulturellen Tradition und durch moralische Werte wenigstens modifiziert werden. In dieser Weise die indische Gesellschaft und Politik zu beeinflussen, sei die Aufgabe der „*Gandhi Peace Foundation*“. An einigen Stellen erkennt Mr. *Radhakrishna* immerhin eine Wirkung.

Etwa in dem betonten „Säkularismus“ des Staats. Daß der Hinduismus in Indien nicht Staatsreligion geworden ist, daß statt dessen religiöse Toleranz zum Prinzip erhoben wurde, sei eine positive Frucht der Ideen Gandhis. Man spürt hier deutlich den indischen Affekt gegen den Islamstaat Pakistan. Der „Säkularis-

mus“ Indiens sei eine positive Haltung: der Staat zieht sich nicht, nach dem Grundsatz der Nichteinmischung, in die Negierung des Religiösen zurück, sondern läßt alle Religionen zum Zuge kommen. Die Christen in Indien wissen von der „Toleranz“ des hinduistisch majorisierten Staates allerdings anderes zu berichten. Ihre Benachteiligung gehe so weit, daß manche Christen Neubekehrten von der Taufe abraten, damit sie nicht der gesellschaftlichen Ächtung und der administrativen Schikane ausgesetzt sind.

Die Haltung von *Miss Nayan*, seiner Mitarbeiterin, wird allmählich verständlicher. Sie ist Bibliothekarin in der „Gandhi Peace Foundation“, Historikerin, und sie gehört zur jungen Generation. Intelligent, recht selbstbewußt, fühlt sie sich als *Repräsentantin der akademischen Jugend Indiens*. „Religion“ ist für sie passé. Es ist töricht, weiterhin gesellschaftliche und politische Ideen religiös begründen zu wollen. Die Situation hat sich total verändert, Religion hat angesichts der indischen Entwicklungsprobleme keinen Platz mehr.

Sie spottet über die „Gandhians“, die heute noch Prinzipien und Lebensweise Gandhis konservieren wollen und heute noch in Kleidern aus „home cloth“ – letztes Relikt der großen Spinnrad-Kampagne Gandhis – herumlaufen. Ein Blick auf ihren eleganten Sari und die Erinnerung an Mr. Radhakrishnas grobleinenen Kittel machen den Bruch der Zeiten und Generationen offenkundig. Als „Vater Indiens“ bleibt der Mahatma zwar weiter Symbolfigur, wird man in der Schule weiter über ihn belehrt. Aber über den Namen hinaus – vergessen oder belächelt.

Ja, sagt Miss Nayan, der Marxismus habe auf die gebildete Jugend einen enormen Einfluß. Warum auch nicht? Er liege doch mit seiner Religionskritik und mit seinem Kampf gegen das Privateigentum genau richtig. Eben darum gehe es heute in Indien.

Einen kritischen Hebel gegen die gesellschaftliche und religiöse Tradition zu haben, ist für die junge indische Intelligenz offenbar ein elementares Bedürfnis. Immer wieder kommt die Rede darauf, daß durch die indischen Schulen und Universitäten eine antiautoritäre Welle gehe, deren Ausmaß der Starrheit der gesellschaftlichen Konventionen entspricht. Das patriarchalische Familiensystem ist angeschlagen. Eltern annoncieren in der Zeitung, ihre davongelaufenen Söhne möchten doch bitte wieder zurückkommen. Nicht alle, aber viele schieben diese Konflikte dem marxistischen Einfluß in die Schuhe. Umgekehrt geht sicher nicht alles, woran sich die Kritik der jüngeren Generation entzündet, zu Lasten der „Tradition“.

Für viele aber, die in Indien leben, sind die allgemeinen Verhältnisse ein Alptraum. Da ist *Dr. Diaz aus Goa*, klein, lebhaft und nervös, ein intelligenter und vielseitig interessierter Mann, durch seine Erfahrungen verbittert und bis zum Ekel frustriert. Er hat in Berlin und Gießen studiert und sich als Neurochirurg spezialisiert. In Indien aber bekommt er keine seinen fachlichen Qualifikationen entsprechende Anstellung, obwohl er, vermögend und mit einer praktizierenden Gynäkologin verheiratet, ohne Gehalt zu arbeiten angeboten hat. Er erzählt haarsträubende Geschichten von Dilettantismus und Korruption. Das indische System, wie er es sieht, hat Bestechung und ein ausgeklügeltes Gleichgewicht gegenseitiger Beziehungen und Protektionen zum Prinzip erhoben. Das

habe nichts mehr mit Demokratie zu tun, vielmehr halte eine dünne Schicht mit allen legalen und illegalen Mitteln ihre Machtpositionen fest.

Ravi Bhushan sieht es anders. Wir sitzen auf dem Rasen, ringsum der lärmende Verkehr von Connaught Circus, an der Grenze zwischen Alt- und Neu-Delhi, über uns hat sich die indische Nacht gebreitet. Er ist *ein einfacher junger Mann aus Alt-Delhi*, aufgeweckt und ernsthaft, der bloß nie eine Bildungschance gehabt hat. Er will mich nicht gehen lassen, ich bin ihm Brücke zur Welt, mühsam sucht er seine ungeschliffenen englischen Brocken zusammen, um zu fragen und zu antworten.

Er ist glücklich, in einer kleinen Werkstatt eine Stelle bekommen zu haben, wo er als Fahrzeugmechaniker arbeitet. Es ist schwere Arbeit für ihn, er ist zierlich und mager. Hundertfünfzig Rupees verdient er im Monat, etwa sechzig Mark. Nein, die sozialen Verhältnisse seien o. k., nur die Preise sind zu hoch und sie steigen immer mehr. Das versteht er nicht und es macht ihm Sorge. Es ist gut, daß in Indien eine Demokratie da ist. Wenn man die heutige Lage vergleicht mit den Zuständen vor 25 Jahren – da hat Indien enorme Fortschritte gemacht, heute ist alles viel besser. Und Indira Gandhi ist gut, sie ist sogar noch stärker als ihr Vater Nehru. Ihr ist es zu verdanken, daß Indien jetzt stark ist. Meine kritischen Gegenfragen in Richtung Imperialismus und sozialer Gerechtigkeit begreift Ravi einfach nicht.

Woher kommt dieser Stolz und diese Zufriedenheit? Hört man das Echo regierungsamtlicher Propaganda, die Indira Gandhi meisterhaft einzusetzen versteht? Ist es Mangel an Vergleichsmöglichkeiten oder die Erinnerung an eine unvergleichlich schlimmere Vergangenheit? Drückt sich darin eine Lebenshaltung aus, die den Stachel materieller Expansion noch nicht gespürt hat und für die das jetzt Erreichte einfach „gut“ ist? Aber Ravi Bhushan meint dann doch, Entwicklung sei wichtig. Besonders das Bildungswesen müsse forciert werden, Bildung fehle den indischen Menschen am meisten.

Hinduistische Impressionen

Immer mehr wird der westliche Besucher herausgefordert, sein Bild von der Religion Indiens mit den Realitäten zu vergleichen, die er an Ort und Stelle sieht. Dieses Bild ist im allgemeinen bestimmt durch einige religionswissenschaftliche Lektüre, durch Berührungen mit sogenanntem „Yoga“, durch Reminiszenzen indischer Spiritualität und Ethik, die sich mit Namen wie Gandhi oder Radhakrishnan verbinden. Wie stellt sich nun im Lande selbst dar, was wir mit einem nichtssagenden Abstraktum „*Hinduismus*“ nennen?

Der erste Eindruck: eine diffuse, äußerliche Vielgestaltigkeit. Er ist sicher so nicht richtig, da er die zentrierende Innenseite nicht in den Blick bekommt, die aus der Tradition erwachsende Grundhaltung. Trotzdem stellt sich rasch heraus, daß das Indienbild des Westens idealistisch überzogen ist. Die „indische Geistigkeit“ ist lebendig, aber sie wächst auf einem sehr irdischen Boden. Fast drängt sich die paradoxe Formel einer „*materialistischen Spiritualität*“ auf. Vielleicht liegt eben darin das Geheimnis ihrer Kraft.

Nirgends wird das so sichtbar wie auf den „*Chats*“ in Benares, den breiten

Steintreppen, die die Uferfront hinunterführen zum Ganges, dem heiligen Strom. „Der Fluß, der fast ein Glaube ist“, so liest man in der übertriebenen Werbelyrik eines touristischen Prospektes. Aber es ist darin etwas eingefangen von der Haltung, in der die Hindupilger am frühen Morgen die Treppen hinunter in den Strom steigen und über die weite Fläche des Wassers der aufgehenden Sonne die Hände betend entgegenheben. Es ist schmutzig, dieses Wasser, grünbraun schiebt es sich träge dahin, weiter flußaufwärts stehen die Wäscher und schlagen klatschend ihre Wäsche auf die Ufersteine. Aber gerade so ist es Urelement des Lebens, manifestiert es Zusammenhang und Einheit aller Lebensäußerungen. Und diese Einheit ist etwas Geistiges, Göttliches.

Ihm nahezukommen, sich selbst in dieser Einheit zu erfahren, diese Sehnsucht lebt hinter all dem bunten und stillen, dem ritualistisch erstarrten und inbrünstig bewegten, dem heiligen und auch recht unheiligen Treiben, das sich auf den Ghats abspielt. Brahminen hocken mit den ewig gleichen Utensilien der Religion unter einem Sonnenschirm und bedienen ihre fromme Kundschaft. Pilgergruppen, Familien, Einzelne tauchen ins Wasser – die Frauen darauf bedacht, ihre Saris sorgsam um sich zu winden –, gießen im festgelegten Zeremoniell Wasser über sich, tragen Gefäße voll des heiligen Elementes zur Libation in den Shivatempel über dem Ufer. Alte Sadhus, mit wirren Haar- und Bartsträhnen, ein Lendentuch um die dürren Glieder, kauern meditierend in einer Ecke über dem Wasser. Auch die Garköche und Betelverkäufer, die Teeküchen und Bauchläden, die Wahrsager und Kühe im Ufersand gehören dazu. Und auch jener Platz, wo Tag und Nacht die Scheiterhaufen brennen, wo hagere Männer recht profan ihr heiliges Geschäft verrichten, wo die Toten liegen, in ein Tuch gehüllt, und als Asche in den Ganges gestreut werden, um so erst recht in die Einheit des göttlichen Lebens zu versinken.

Es ist die vielfach gebrochene, durch Neues überlagerte, wieder verkrustete Gestalt einer jahrtausendealten Überlieferung. Ein verwirrendes Zeremoniell, in dem sublimste religiöse Erfahrung ebenso wie archaische Urelemente menschlicher Sehnsüchte und Tröstungen, in dem die starren Regeln gesellschaftlichen Verhaltens ebenso wie die innerlichen Erlebnisse persönlicher Frömmigkeit aufbewahrt sind. Es ist – faszinierend und abstoßend zugleich – eine Seite der indischen Religion, die dem Westen unbekannt und unbewußt ist, die nur an Ort und Stelle selbst erlebt, die aber niemals in den Westen getragen und verpflanzt werden kann. Und doch, wenn irgendwo, dann lebt in diesem „volkstümlichen“ Hinduismus die Religion Indiens, auch wo nur noch geistloser Ritualismus, religiöser Pragmatismus und gesellschaftliches Zeremoniell übrig scheinen. Aus ihm zieht noch die höchste Spiritualität ihre Kraft, noch die entrückteste Schau eines einsamen Asketen wächst aus diesem Boden. Wie sollte sie sich jemals im Westen entfalten können, ohne die Erde der „Mutter Indien“?

Religiöser und rassischer Pluralismus

Aber stimmt das alles wirklich? Ist damit die Mitte dieser Religion getroffen? Immerhin verneint *Professor Dasgupta, Hindu und Religionssoziologe in Benares*, daß es überhaupt irgendein gemeinsames Kennzeichen gebe, durch das

man „Hinduismus“ definieren oder wenigstens umschreiben könne. Weder das indische Pantheon noch die heiligen Schriften, weder das religiöse System der Riten noch das gesellschaftliche der Kasten, weder „dharma“, die göttliche Lebensordnung, noch „karma“, der Glaube an das Gesetz von Ursache und Wirkung und von Wiedergeburt, ja nicht einmal die geographischen Grenzen seien letztlich umgreifend und damit konstitutiv für die Religion Indiens.

Am ehesten noch, räumt er ein, könnten die sozialen und politischen Strukturen Raster hergeben, um das Wesen des Hinduismus zu erfassen. Aber gerade damit, so fügt er gleich hinzu, stößt man sofort auf das indische Kernproblem: auf die „religiöse und rassische Pluralität“. Es sei dem verkürzten Blick des Außenstehenden im allgemeinen gar nicht erkennbar, wie stark sich die einzelnen religiösen Gruppen in Indien – Hindus, Moslems, Sikhs, Christen usw. – sozial, als geschlossene Gruppen, im täglichen Leben, in festen Gewohnheiten bis in die Kleidung hinein, voneinander unterscheiden. Diese Distinktionen würden ganz bewußt aufrechterhalten. Die indische Gesellschaft – eine Häufung religiös begründeter, gesellschaftlicher Ghettos. In Wirklichkeit, meint Professor Dasgupta, vollziehe sich die Artikulation einer religiös-gesellschaftlichen Gruppe erst in der Abgrenzung von einer anderen. Der Begriff „Hindus“ sei zum ersten Mal von den eindringenden Moslems gebraucht worden, und nur vom Islam sich absetzend hätten sich dann die Hindus selbst als solche definiert. Kein Wunder, so glossiert er diese Beobachtung, daß sich bisher allein im Kampf gegen Pakistan so etwas wie ein gesamtindisches „Nationalbewußtsein“ gezeigt habe.

„Wir in Indien“, damit geht Dasgupta zum Angriff über, „regen uns über Leute wie Maharishi Mahesh Yogi und seinesgleichen nicht auf, weil sie bei uns an der Tagesordnung sind.“ Die Europäer seien komische Leute. „Weil ihr keinen eigenen Propheten hervorgebracht habt, müßt ihr jedem nachlaufen, der aus Asien kommt.“ Das zeige, daß die Europäer in ihrer einheitlich christlichen Tradition gänzlich ahnungslos seien. „Erst wenn man wie wir ernstlich in einer Situation des religiösen und rassischen Pluralismus leben muß, ist man wirklich mit den Problemen konfrontiert.“ Zur Illustration zeigt er in die Runde der Anwesenden: er selbst ist Bengale, seine Frau spricht Hindi als Muttersprache, sein Assistent ist Moslem und spricht Urdu.

Ganz anders gibt sich *Mr. Beali*. Er spricht nicht von der hohen Warte des vergleichenden Wissenschaftlers aus. Er spricht allein für seine eigene Person. Er ist ein alter Mann, über achtzig Jahre. Früher war er ein angesehener *Rechtsanwalt in Benares*, bis heute blieb er ein brillanter Redner, geschult in der hohen Kunst angelsächsischer Rhetorik. Nachdem er sich von seinem Beruf zurückgezogen hatte, studierte *Mr. Beali* 28 Jahre lang die heiligen Schriften des Hinduismus – „ich habe sie alle gelesen“ –, bis seine Augen zu schlecht dafür wurden. „Seither habe ich mich den lebendigen Menschen zugewandt – und das ist viel besser.“

Dem Hinduismus sei geschehen, so setzt er ein, was allen Religionen geschieht: große, heilige Lehrer kommen, bringen „die Religion“, aber die Menschen verstehen sie nicht, machen ein System und eine äußerliche Form daraus. „Der Geist ist verschwunden, die Form geblieben.“ Für ihn ist also der ganze hindu-

istische Kult und Ritus ein degenerierter, depravierter Rest, der das Eigentliche der Religion nicht mehr enthält. Was ist das „Eigentliche“?

Mr. Beali bekennt sich zum „Atheismus“. Seine religiöse Überzeugung konzentriert sich im Gedanken des „dharma“. Jedes Lebewesen hat ein bestimmtes „dharma“, ein Lebensgesetz, nach dem es erschaffen, das ihm eingepflanzt ist. Worauf es im Leben ankommt, ist allein: sein spezifisches „dharma“ zu erkennen, anzunehmen und ihm so ausschließlich wie möglich zu folgen. Mr. Beali exemplifiziert am Extrem: „wenn dein dharma ist, ein killer zu sein, dann sei von ganzem Herzen ein killer; zögere nicht, sondern sei ein guter killer.“ Die „Größe“ eines Menschen, ob Buddha oder Jesus, ob Napoleon oder Hitler, bestehe darin, seinem „dharma“ ganz zu folgen. „Lebe ich ganz in Übereinstimmung mit meinem dharma, dann bin ich genauso groß wie Jesus und Buddha.“

Wie kann ein Mensch sein dharma erkennen? Darauf weiß Mr. Beali keine eindeutige Antwort. Es sei eine Sache des Experiments und der Lebenserfahrung. Jeder Mensch sei zu etwas bestimmtem hingezogen, habe eine Anlage, eine Begabung. Dem solle er folgen! Das Elend der Menschen komme vor allem daher, daß sie meistens gezwungen sind, etwas zu tun, was ihrem „dharma“ nicht entspricht. Sie seien uneins mit sich selbst. Das sei die Ursache der meisten persönlichen und sozialen Konflikte.

Was aber sind die Wurzeln für das „dharma“ eines Menschen? Wie kommt es zustande? Mr. Beali: „alles ist vorherbestimmt, ist festgelegt.“ Er bekennt sich also zum Gedanken des karma. „Vielleicht“, so erwägt er, „gibt es so etwas wie Reinkarnation – ja, wahrscheinlich gibt es Reinkarnation – damit werden ‚dharma‘ und Vorbestimmung begreiflich.“ Während er sich vorher ziemlich großspurig zugute hielt, ein „areligiöser“ Mensch zu sein, ein großer Ketzer, wird Mr. Beali bei diesen Sätzen eigentümlich zögernd und bescheiden. Es ist deutlich, daß er damit sein Innerstes ausspricht. Und nicht nur sein persönliches, sondern zweifellos etwas vom Innersten und Tiefsten östlicher Religion überhaupt.

Michael Mildenberger
(Schluß folgt)

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

UNITY

Was ist UNITY? (Letzter Bericht: 1967, S. 153) Die Antwort auf diese Frage ist jetzt in einem kleinen Heft zusammengefaßt, das die ‚Berliner Unity-Freunde‘ herausgegeben haben. „Das englische Wort UNITY bedeutet

Einheit“, so heißt es darin. Demgemäß versteht sich ‚Unity‘ als eine „überkonfessionell-erzieherische Bewegung“, die die „praktische Anwendung eines christlichen Glaubens lehrt, der in den Worten Jesu gipfelt:

„Ich und der Vater sind eins“. Dies wird nicht nur als Aussage Jesu über sich selbst verstanden, sondern als ein fundamentales Wort über den Menschen. „So lehrt Unity

- die Einheit des Menschen mit Gott,
- die Einheit des Menschen mit dem Leben,
- die Einheit des Menschen mit allen Menschen.“

Um diese Gedanken wirklich verstehen zu können, bedarf es einer Erweiterung des Bewußtseins, sagen die Unity-Freunde. Hierzu bedient sich Unity sogenannter *Bejahungen*: „Metaphysische Wahrheiten werden in Kurzform wiederholt gesprochen, um dann in immer kürzeren Intervallen gedacht zu werden. Auf diese Weise kann zum Beispiel die Aussage:

„Es gibt nur e i n Leben

– Gottes Leben –

und ich bin ein Teil davon‘

zu einer erheblichen Erweiterung des menschlichen Bewußtseins führen.“

Für eine Unity-Bejahung, die die aktive Seite des Menschen miteinschließt, wird folgendes Beispiel gegeben: „Es gibt im Universum nur eine Kraft, nur eine Gegenwart: GOTT, das Gute, Allmächtige. Die Kraft seines Friedens wirkt jetzt in der Stille in mein Leben, und ich trage Frieden und Verständigungsbereitschaft durch Wort und Tat in diese Welt.“

Unity ist tatbezogen. „Nachdrückliche Bejahungen sind nichts, bleiben völlig wertlos, wenn es nicht zu einer wirklichen Veränderung der Verhaltensweise des einzelnen Menschen kommt.“

Fazit: UNITY ist das Bewußtsein von „unity“, von der Einheit des Menschen mit der Kraft Gottes, und die bewußte und willentliche Realisation dieser Einheit. Das Ziel ist, die Fülle des Lebens

„in Harmonie mit dem Unendlichen“ (R. W. Trine) zu gewinnen.

Wenn man in Berlin die Telefonnummer 3 12 40 17 wählt, so hört man Unity „in kleiner Münze“, das heißt auf die Nöte des kleinen Mannes bezogen: „... versuchen Sie bei folgendem Gedanken ruhig zu werden: Ich vertraue Gott, darum bin ich ruhig und heiter; in den liebevollen Armen Gottes fühle ich mich sicher und geborgen. Mein Gottvertrauen führt mich zu meinem neuen Lebensglück. Ich fühle mich beschwingt und erhoben durch die neue Lebenskraft in mir. Weil ich Gott vertraue, bin ich in vollkommener Harmonie mit Seinem Leben in mir. Ich fühle dieses Leben jede Zelle meines Körpers durchpulsen. – Ich vertraue Gott und alles ist gut.“

Deutlich zeigt Unity eine enge Verwandtschaft mit der ‚*Christlichen Wissenschaft – Christian Science*‘, mit der sie entwicklungsgeschichtlich zusammenhängt. Wie dort der Affirmation (Bejahung) die Negation gegenübersteht, so auch bei Unity. Als „Beispiel für eine Unity-Verneinung“ ist in dem hier zitierten Heft folgendes angegeben: „Es gibt nichts in meinem Leben, vor dem ich mich fürchten müßte. Nichts und niemand kann mich feindselig oder ärgerlich stimmen, denn ich bin ein sichtbarer Ausdruck mächtiger, strahlender Liebe.“

Nach alldem überrascht nicht, daß Unity grenzenlos optimistisch ist. Ja, der Optimismus ist hier zu einer religiösen Haltung erhoben: zu dem Glauben an die unbegrenzten Möglichkeiten des Menschen.

„Hand in Hand gehen wir . . . erfolgsgewiß, klar denkend und wirklichkeitsnah unseren Weg. Unbeirrt und ruhig begegnen wir der Veränderung; wissen wir doch, daß wir alle Fähigkeiten

in uns tragen, die Richtung der Veränderung weise zu bestimmen, um diese Erde zu einem Planeten des Friedens, der Liebe und des Glücklichseins zu gestalten.“

Das „Wissen“, das hier angesprochen wird, ist als religiöse Gewißheit zu verstehen. Wir haben es bei Unity nicht mit einem billigen Optimismus oder mit einer überheblichen Haltung des Menschen Gott gegenüber zu tun, sondern mit Religion. Und doch wird sich gerade an dem Punkt, den der zitierte Text anspricht, Unity immer vom christlichen Glauben unterscheiden,

der sagt: „DU – Gott – bist meine Stärke“ (vgl. Jes. 12, 2; 2. Kor. 12, 9f). Dies bedeutet ja nicht die Schwäche des Menschen. Vielmehr fügt es dem Glauben ein Element hinzu, das bei Unity fehlt: Der Mensch ist Diener Gottes; ihm ist die Schöpfung anvertraut (Gen. 1, 28). Er hat diese Erde nach Gottes Willen zum Frieden zu führen. Diese unentrinnbare Verpflichtung zeigt ihm seine Grenzen und seine Schuld – und läßt ihn die eschatologische Dimension des Friedensreiches erkennen.

rei

ADVENTISTEN

„**Mission 73**“. (Letzter Bericht: 1972, S. 260 ff) Die Zeitschrift ‚*Adventecho*‘, die seit dem 1. Januar dieses Jahres die beiden deutschsprachigen Halbmonatsschriften ‚*Adventbote*‘ (BRD) und ‚*Adventecho*‘ (Österreich und Schweiz) in sich vereinigt, meldet eine „*umfassende Evangelisation*“, in der die verschiedenen Zweige des adventistischen Werkes, die Gemeinden und alle Mitarbeiter in besonderer Weise zusammenwirken sollen. Nachdem das Programm „*Mission 72*“ in Nordamerika, Südafrika und Australien erfolgreich lief („mehr Taufen als je zuvor“), beschloß die Leitung der neuen ‚*Euro-Afrika-Division*‘ (s. MD 1972, S. 74 ff) eine „*Mission 73*“ für Europa.

Dabei geht es ganz offensichtlich nicht nur um ein neues Ankurbeln missionarischer Aktivitäten. Dem missionarischen Werk nach außen soll eine „geistliche Vorbereitung“ und Stärkung der Gemeinden im Inneren entsprechen. „Es muß eine Reinigung geschehen, ehe der Herr Segen und Gelingen zu den gefaßten Plänen geben

kann“ (1/1973). So begann „*Mission 73*“ mit einem „Gebets- und Fastensabbat“ am 3. März.

In dem Aufruf zu dieser Aktion ist das endzeitliche Moment nicht zu überhören. „Wir müssen die Stunde erkennen, in der wir leben“, mahnt das *Adventecho*. „Wir müssen mit einer schnelleren Aufeinanderfolge der Ereignisse in der Welt rechnen als bisher“ und müssen handeln. „Der Schweigenden sind zu viele.“ Jeder Adventist sollte hinausgehen und „in seiner Nachbarschaft die Botschaft vom bald kommenden Heiland verkünden“.

Die adventistische Mission war in den letzten Jahren – auf Weltebene gesehen – sehr erfolgreich. Hatte es beispielsweise 75 Jahre gedauert, bis die *Australasiatische Division* auf 50 000 Glieder gewachsen war (1960), so waren die nächsten 50 000 in den vergangenen zwölf Jahren dazugekommen. In *Südasiens* verdoppelte sich die Zahl der Adventisten etwa alle zehn Jahre, seit 1895 die junge Georgia Burrus als

erste adventistische Missionarin nach Indien gefahren war. 1965 zählte die Südasiatische Division 32 500 Mitglieder. Nun steckt man sich das Ziel, diese Zahl bis 1975 zu verdreifachen. Zugleich ist man dabei, die fremden Missionare durch einheimische Gemeindeleiter zu ersetzen; das entspricht der Tendenz zur Verselbständigung der „jungen Kirchen“, die im Bereich der gesamten christlichen Mission zu beobachten ist.

In *Afrika* beginnt man in diesem Jahr in der Republik Niger mit der adventistischen Missionsarbeit. Niger ist ein Viermillionen-Staat in der Sahara mit 90 Prozent mohammedanischer Bevölkerung, 0,3 Prozent Katholiken und 0,1 Prozent Protestanten. Auf Wunsch des nigerianischen Präsidenten werden die Adventisten in der Hauptstadt Niamey ein Krankenhaus errichten.

In dem ostafrikanischen Staat *Zaire* hat die Regierung vor kurzem neue Vorschriften erlassen, die einer allzu großen religiösen Zersplitterung vorbeugen sollen. Eine Reihe kleinerer einheimischer Kirchen, die sich seit der Gründung des Staates im Jahr 1964 gebildet haben, können nicht

mehr selbständig weiterbestehen. So wollen sich nun elf Kirchen und religiöse Gruppen der adventistischen Gemeinschaft anschließen. Die größte von ihnen zählt 100 000 Mitglieder. Da diese Kirche jedoch die Kindertaufe übt, verringert sich die Zahl derer, die als neue Glieder der Gemeinde in Frage kommen, etwa um die Hälfte. Insgesamt rechnet man damit, daß 125 000 Menschen in mehr als 200 Gemeinden offiziell um Aufnahme bitten werden – eine außerordentliche Herausforderung, was Evangelisation, Seelsorge und Verwaltung betrifft!

Kann man es den Adventisten verdenken, wenn sie der Überzeugung sind, daß Gott ihr Werk segnet? Freilich, daß von ihnen das Wirken Gottes bei anderen christlichen Missionen und Evangelisationen gar nicht zur Kenntnis genommen wird, so, als wären nur die Adventisten echte christliche Missionare, das betrübt. Es muß offenbar noch ein gutes Stück Weg zurückgelegt werden, ehe man hier die ökumenische Weite der Kirche Jesu Christi erkennen kann, und ehe man sich arglos an dem Wirken des Geistes Gottes freuen kann, wo immer er weht. rei

YOGA

Maharishi Mahesh Yogi darf nicht nach Rosenfeld. (Letzter Bericht: 1972, S. 302ff) Ein überraschender Telefonanruf stürzte Rosenfeld, eine schwäbische Stadtgemeinde von 1500 Einwohnern auf dem „Kleinen Heuberg“ zwischen Hechingen und Balingen, in Aufregung. Aus der Schweiz meldete sich *Maharishi Mahesh Yogi*, Gründer und Haupt der Bewegung der „*Transzendentalen Meditation*“. Stunden später saß der Meister im rasch

hergerichteten Musiksaal der Rosenfelder Schule im Lotussitz auf einer Couch, überschüttet mit Frühlingsblumen und Rosen. Nicht die Rosenfelder hatten sie ihm gepflückt, sondern etwa hundert seiner Anhänger, die sich mit ihm eingefunden hatten und die den verblüfften Schwaben zeigten, welche Verehrung ihr göttlicher Guru entgegenzunehmen gewohnt ist. Der bekundete indessen sein Interesse, auf der Markung der Gemeinde eine *interna-*

tionale Meditationsakademie zur Ausbildung von 1000 bis 1500 Meditationslehrern zu bauen.

Das war am 13. Februar 1973. Vorausgegangen war im vergangenen Jahr eine Ausschreibung der Stadt Rosenfeld, ein größeres Grundstück stehe zum Verkauf, und eine vage Option von seiten der „Transzendentalen Meditation“, der offenbar einige interne Verhandlungen mit der Stadtverwaltung folgten.

Genau zwei Wochen später, am 27. Februar, beschloß der Stadtrat in einer nichtöffentlichen Sitzung einstimmig, das Projekt fallen zu lassen, da die Kirche und der überwiegende Teil der Bevölkerung dagegen seien. Man habe zwar für Rosenfeld kommunale Vorteile darin gesehen, habe im übrigen nie ein „Konkurrenzunternehmen“ zur Kirche oder Einrichtungen gegen den christlichen Glauben aufbauen wollen, vielmehr sei es dem Stadtrat während der Verhandlungsphase darum gegangen, das Projekt nach allen Seiten hin objektiv zu prüfen. Doch sei die Meinungsbildung bei einem großen Teil der Bevölkerung so angeheizt, daß diese nicht mehr neutral erscheinen könne. So die Erläuterungen der Stadtverwaltung vor der lokalen Presse (vgl. ‚Zollern-Alb-Kurier‘ 3. 3. 1973, ‚Schwarzwälder Bote‘ 3. 3. 1973).

Was in den vierzehn Tagen zwischen dem 13. und 27. Februar auf dem „Kleinen Heuberg“ alles geschah und welche Verwicklungen und Pressionen zu dem raschen Beschluß führten, ist schwer zu durchschauen. Einiges aber läßt sich immerhin aufzählen.

Bei einer ersten Besichtigung des Geländes durch den Meister – der freilich, da barfuß in Sandalen angereist, wegen des tiefen Schnees auf der

Rauhen Alb das Auto nicht verlassen konnte – wurde zwar das vorgesehene Areal für geeignet befunden. In der Zwischenzeit scheinen sich aber erhebliche technische Schwierigkeiten herausgestellt zu haben. So sprach die Stadtverwaltung selbst davon, man habe das Mammutprojekt „nach Prüfung der Möglichkeiten wieder auf die Realitäten zurückgeschraubt“.

Wichtiger für die Entscheidung wurde zweifellos ein Fragenkatalog, den der SPD-Ortsverein – Kreistagswahlen stehen bevor, der Bürgermeister kandidiert bei der freien Wählervereinigung – an den Rosenfelder Stadtrat richtete (‚Zollernalb-Bote‘ vom 24./25. 2. 1973). Diese „acht Fragen zum Meditationszentrum“, mit dem pathetischen Zungenschlag des um das Gemeinwohl Bemühten Aufklärung fordernd, haben offensichtlich den Bürgermeister in erhebliche kommunalpolitische Bedrängnis gebracht. Eine bereits festgelegte öffentliche Sitzung von Stadtrat und Kirchengemeinderat, bei der je ein Vertreter der „Transzendentalen Meditation“ und der evangelischen Kirche Stellung nehmen sollten, konnte jedenfalls nicht mehr abgewartet werden.

Deutlich ist weiterhin, daß der großenteils pietistisch orientierte „Kleine Heuberg“ einen massiven Druck „von unten“ ausgeübt hat. Einzelne, vor allem aber auch die „Evangelischen Gemeinschaften“ und christliche Jugendkreise, fühlten sich zum Protest gedrängt. Anfragen und Gegenstimmen häuften sich, demonstrative Versammlungen und Aktionen lagen in der Luft. Die beiden Pfarrer von Rosenfeld versuchten, die Wogen zu glätten und durch Information Entscheidungshilfe zu geben. Beide nahmen in der Sitzung der Stadtrats Stellung.

Dabei ist ebenfalls einiges zumindest ungeschickt vorgebracht worden. So endete eines der Voten mit den Sätzen: „Es könnte sein, daß spätere Generationen einmal sagen werden: Wie konnten unsere Väter und damaligen Abgeordneten so etwas tun. Wie konnten sie als Christen die Hand dazu geben, dem Heidentum auf dem Kleinen Heuberg Tür und Tor zu öffnen.“ Daß eine Presse, die gewillt war, die ganze Sache gegen die Kirche auszuspielen, sich solche Formulierungen nicht entgehen lassen würde, mußte eigentlich klar sein. Besonders der ‚Schwarzwälder Bote‘ hat

sich in dieser Hinsicht hervorgetan (vgl. seinen Bericht vom 3. 3. 1973). So liegt denn der Vorwurf der Presse, die Kirche habe in „schlechtem Stil“ eine Monopolstellung ausgenützt, auf dem Tisch. Das gilt freilich eher vom Bürgermeister, der es so merkwürdig eilig hatte mit der Entscheidung, daß sachliche Information oder ein Gespräch zwischen Kirche und „Transzendentaler Meditation“ gar nicht möglich war.

Alles in allem: in fast grotesker Weise spiegelt diese Affäre, lokal gebündelt und gebrochen, die geistige und gesellschaftliche Gesamtlage. mi

MARXISMUS

„**Sozialistischer Staatsbürger christlichen Glaubens**“. (Letzter Bericht: 1973, S. 89 f). Seit kurzem gebraucht die Führung der Deutschen Demokratischen Republik eine neue Formel für die Christen in ihrem Staat: „*sozialistischer Staatsbürger christlichen Glaubens*“. Auch SED-Sekretär Erich Honecker hat sich den Begriff zu eigen gemacht, der offenbar offizielle Sprachregelung geworden ist.

Nach einer epd-Meldung vom 27. 2. 1973 sprach Gerald Götting, Vorsitzender der Ost-CDU, am 23. Februar in einer Rede vor dem Parteipräsidium und der Arbeitsgemeinschaft Kirchenfragen der Ost-CDU über die neue Formel. Er sieht darin, so berichtet epd, dreierlei ausgedrückt: erstens eine spezielle Motivation des gesellschaftlichen Wollens und Handelns dieser Bürger, zweitens ihre staatsbürgerliche Gleichberechtigung in Rechten und Pflichten und drittens „ihre Mitverantwortung für das ganze“ der sozialistischen Gesellschaft,

die sich u. a. in der Teilnahme am „Kampf gegen den Imperialismus“ zeige.

Götting wandte sich gegen Versuche, einen spezifisch „christlichen Sozialismus“ zu konstruieren. Er griff eine Theologie an, „die sich heute für die ideologische Diversion gegen den Sozialismus mißbrauchen läßt, auch wenn sie sich scheinbar noch so revolutionär, noch so ‚linksradikal‘ und ‚systemüberwindend‘ gebärdet“.

Die Kirchen in der DDR hatten demgegenüber in letzter Zeit versucht, unter dem Stichwort „*kritische Solidarität*“ ihre Stellung in der sozialistischen Gesellschaft zu bestimmen. Zuletzt war dies in einem Grundsatzreferat geschehen, das Dr. Heino Falcke Anfang Juli 1972 vor der in Dresden tagenden Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR gehalten hatte und das seither in kirchlichen wie in staatlichen Kreisen einigen Widerspruch gefunden hat (vgl. MD 1972, S. 149 ff und S. 246 f).

Die ideologisch verschärfte Auseinandersetzung, die als Kehrseite die Ost-West-Entspannungspolitik begleitet und unter der heute besonders auch die Christen zu leiden haben, geht offensichtlich weiter. Jedenfalls betonte

Götting, der Begriff des sozialistischen Staatsbürgers christlichen Glaubens sei „nicht die Beschreibung eines Zustandes, sondern Ausdruck für einen dynamischen Prozeß“.

mi

BEOBACHTUNGEN

Läuft die Drogenwelle aus? Um die Drogenwelle ist es still geworden. Wer aber aufgrund des nachlassenden öffentlichen Interesses den Schluß zieht, das Problem des Drogenmißbrauchs sei mehr oder weniger gelöst, der wird durch die neue Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit, *Frau Dr. Katharina Focke*, eines besseren belehrt. Auf einer Pressekonferenz am 27. 2. teilte sie laut epd mit, daß, trotz des zahlenmäßigen Rückgangs in der Gruppe der Probierer und milden Dauerkonsumenten sowie der Stagnation des harten Kerns, damit gerechnet werden müsse, daß die Zahl der echt Abhängigen weiter zunehme. Als neues zusätzliches Problem tritt offenbar die Kombination von einigen rezeptfreien Arzneimitteln mit Alkohol auf.

Diese Analyse aus dem Bereich der Bundesrepublik wird von den Ergebnissen einer *internationalen Arbeitstagung* im Blick auf die Entwicklung in anderen Ländern unterstrichen. Vom 11. bis 20. Dezember 1972 trafen sich rund dreißig Fachleute aus neunzehn Ländern im Pariser *Unesco-Haus* („Unesco-dienst“ 3/1973). Dabei wurde zwar festgestellt, daß die Muster des Drogengebrauchs von Land zu Land verschieden sind. Bei der Mehrzahl der Länder zeichnen sich jedoch einige ähnliche Entwicklungstendenzen ab. Sie sind durch die nachfolgenden

Charakteristika gekennzeichnet: 1. In den meisten Ländern nimmt der Drogengebrauch bei der jugendlichen Bevölkerung noch zu. Nur in wenigen Ländern konnte eine Stagnation festgestellt werden.

2. Es findet eine Verschiebung in der Bevorzugung einzelner Drogenarten statt; hier zeigt sich besonders:

3. die Zahl der Arten von Substanzen, die als Drogen verwendet werden, steigt; deutlich sichtbar ist ein Trend zur Verwendung mehrerer Drogen, sowohl zeitlich nebeneinander als auch nacheinander.

4. der Gebrauch von Alkohol steigt an (dies wird besonders aus Ländern berichtet, in denen ein Rückgang des Haschisch-Konsums zu verzeichnen ist).

5. schichtspezifische, kulturelle und geographische Unterschiede in der Häufigkeit des Drogengebrauchs verweisen sich zusehends.

6. Mit diesem Angleichungsprozeß ist auch eine Entwicklung verbunden, in der der Drogengebrauch zusehends in das Alltagsleben integriert wird.

7. Die mißbräuchliche Verwendung von Medikamenten wird als ein Problem erkannt. Dies gilt auch für solche Länder, in denen der Gebrauch der sogenannten „Modedrogen“ (Haschisch, LSD, usw.) speziell durch die jugendliche Bevölkerung keine weite Verbreitung gefunden hat. ai

Einbanddecke

in Leinen
für den 35. Jahrgang 1972
„Materialdienst“

Preis einschließlich Mehrwertsteuer
und freier Zustellung
DM 4.—

Die Einbanddecken werden nur in der Auflagenhöhe
der eingehenden Bestellungen gefertigt.
Bitte teilen Sie uns deshalb Ihre Bestellung
auf dem untenstehenden Bestellcoupon
bis zum 1. April 1973 mit.

An den
Quell Verlag Stuttgart
7000 Stuttgart 1
Postfach 897

Name

Vorname

Postleitzahl/Ort

Bestellung (Materialdienst)

Straße

Hiermit bestelle ich

Datum

___ Einbanddecken (ohne Jahreszahl)

Unterschrift

___ Einbanddecken (mit Jahreszahl)

Helmut Thielicke hatte den Mut, während der Schreckensjahre der Kriegs- und Nachkriegszeit zu einer Gemeinde von Tausenden von Menschen über das Vaterunser zu predigen. Heute sind gerade diese Predigten das international am häufigsten übersetzte Buch des bedeutenden Theologen. Was in einer Grenzsituation der Geschichte ausgesprochen wurde, hat seine Echtheitsprobe bestanden. Daß der Verfasser seinen ersten Predigt-Band bis heute bewußt in Verbindung mit der Zeitgeschichte sieht, zeigt sein offenes Gespräch mit amerikanischen Studenten über den Nationalsozialismus, das dieser Neuauflage hinzugefügt wurde.



Quell Verlag Stuttgart



DM 22.—

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen im Quell Verlag Stuttgart. – *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. *Anschrift der Redaktion:* 7 Stuttgart 1, Hölderlinplatz 2 A, Telefon 62 07 89. – *Verlag:* Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897. *Kontonummer:* Städt. Girokasse Stuttgart 2 036 340. *Verantwortlich für den Anzeigenteil:* Otto Ruder. – *Bezugspreis:* halbjährlich DM 8,40 einschließlich Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Einzelnummer 75 Pfennig. *Bestellungen in jeder Buchhandlung und beim Verlag.* – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. – *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.